KOMPAKT

Daniel Hope

KONZERT Seit seinem ersten Buch *Familienstücke* (2007), das er zusammen mit der Berliner Autorin Susanne Schädlich geschrieben hat, in dem er die Suche nach Spuren seiner Urgroßeltern in Berlin beschrieb, weiß man, dass Daniel Hope nicht nur ein hervorragender Violinist ist, sondern auch erzählen kann. Am Sonntag, 15. Februar, 15.30 Uhr, stehen bei dem Konzert des deutsch-irisch-jüdischen Geigers mit dem Zürcher Kammerorchester Werke von Gluck, Haydn und Mozart auf dem Programm. Karten für dieses Nachmittagsevent im Prinzregententheater, Prinzregentenplatz 12, sind erhältlich unter www.muenchen.musik.de (Telefon 089/936 093), München Ticket und an der Theaterkasse, solange der Vorrat reicht. *ikg*

NS-Zeit

BUCHVORSTELLUNG Der Zeitraum von den frühen 1920er-Jahren bis in die Nachkriegszeit bedeutete für den Münchner Vorort Grünwald Umbrüche in allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens. 2018 beschloss der Gemeinderat, die Lücke in der Geschichtsschreibung zu schließen. Nach jahrelanger Forschungsarbeit liegen die Ergebnisse nun in zwei reich bebilderten Bänden vor. Die Historikerin Susanne Meinl stellt ihr Werk *Grünwald und die NS-Zeit. Ein Ort im Windschatten der »Hauptstadt der Bewegung« 1910-1956* am Donnerstag, den 26. Februar, um 19 Uhr im Bürgerhaus Römerschanz, Dr.-Max-Straße 1, Grünwald, vor. Die Laudatio hält Magnus Brechtken, stellvertretender Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin. Zur Teilnahme ist eine Voranmeldung erforderlich unter kulturamt@gemeinde-gruenwald.de (Telefon 089/641 62-111). *ikg*

Pinchas Biberfeld

BIOGRAFIE In einem Nachruf auf Pinchas P. Biberfeld (1915–1999), der von 1982 bis 1989 als Rabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern amtierte, wird seine »talmudische Gelehrsamkeit, chassidische Inbrunst und Volkstümlichkeit, gepaart mit klassisch-deutscher Ausdrucksweise« gewürdigt. Kurz gesagt, er war ein Original an Wissen und Schlagfertigkeit, wie es nur die Berliner Luft seiner Geburtsstadt und der Schliff einer Talmudakademie in Jerusalem zuwege bringt. Zu seinem 110. Geburtstag erschien im Herbst 2025 ihm zu Ehren ein Sammelband, den Mitherausgeber Chaim Frank zu Lebzeiten des Verstorbenen noch mit ihm abgesprochen hatte. Unter dem Titel *Pinchas Paul Biberfeld. Kommentare, Biographische Notizen, Erinnerungen und Anekdoten* ist er nun, herausgegeben von Chaim Frank und Daniel Batyrev, unter der ISBN 9-798277-547243 erhältlich. *ikg*

Macher und »Mentsch«

TRAUER *Moritz Rajber war Netzwerker mit Leib und Seele. Nun ist er wenige Tage vor seinem 79. Geburtstag gestorben*

VON ELLEN PRESSER

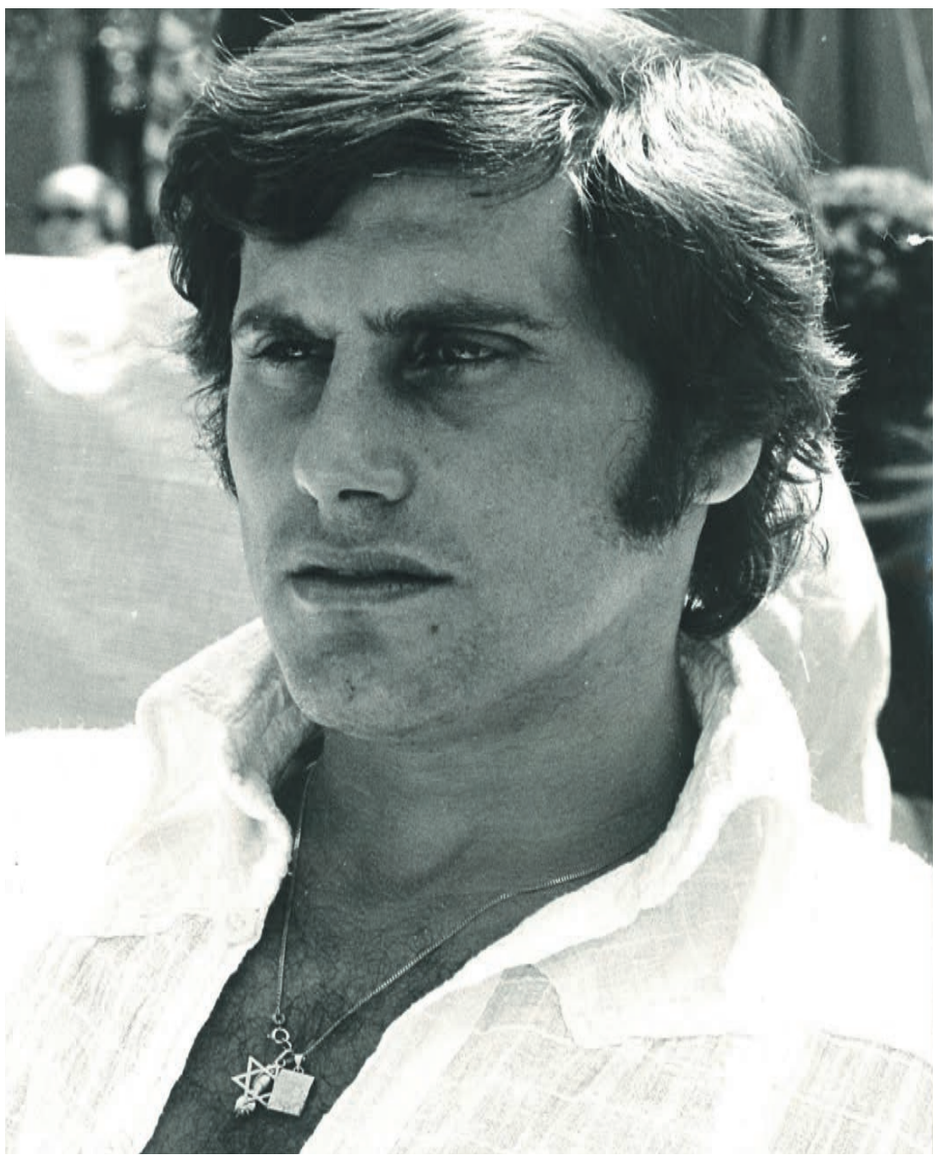
Was bleibt, wenn ein Mann wie Moritz Rajber sel. A., den man als einen »wojlen jad«, einen feinen Kerl, kannte, diese Welt verlässt? Eine Menge, gemessen an der Zahl derer, die ihm am Neuen Israelitischen Friedhof das letzte Geleit gaben. Das war nicht nur seine große Familie, auf die er so unendlich stolz war, sondern es kamen Freunde von nah und fern, von Paris über Frankfurt bis Tel Aviv. Und das hatte mit seinem fast 79 Jahre währenden Leben zu tun, in dem er die meiste Zeit ein Macher und Netzwerker war.

Zur Welt kam Moritz am 29. Januar 1947 in Bayreuth, wohin es seine Eltern aus Berlin verschlagen hatte. Die Mutter Sara stammte aus Sulmierzyce, südlich von Posen, der Vater Berek ebenfalls aus einem Schtetl in Polen. Die beiden kannten sich schon aus der Vorkriegszeit, sie hatte in einer Konditorei als Verkäuferin gearbeitet, wo er seine Ausbildung absolvierte. Im Ghetto von Czenstochau kamen die beiden wieder zusammen, er arbeitete in der Lagerküche, sie als Zwangsarbeiterin in einer deutschen Munitionsfabrik. Die Mutter sprach nicht darüber, der Vater viel. Das prägte den Erstgeborenen, der zu Hause nur Jiddisch hörte. Die dreiköpfige Familie zog nach München, wo ein weiteres Kind, Hella (1950–2020), hinzukam.

ZUHAUSE Die Wohnung in der Buttermelcherstraße, nahe der einzig erhaltenen Münchner Synagoge aus der Vorkriegszeit in der Reichenbachstraße, sollte zu einem Treffpunkt werden. Moritz und seine beiden jüngeren Geschwister – 1961 war der Nachzügler Robby hinzugekommen – wuchsen in einem Zuhause auf, dessen Türen immer offen standen, für jeden, der eine warme Mahlzeit brauchte und ab und an auch einen Schlafplatz. Der Vater brachte oft Gäste aus der Synagoge mit. Niemand sollte »Schabbes« allein sein.

Sein Geld verdiente Berek Rajber in der Großmarkthalle. Um nicht nur mit Salz, sondern Fleisch handeln zu können, musste Sohn Moritz nach Absolvieren der Riemerschmid-Handelsschule das Metzgerhandwerk erlernen. In dem ungeliebten Beruf brachte er es zum Meister und durfte Lehrlinge ausbilden. Viel lieber hätte er einen Sozialberuf ergriffen, um mit Jugendlichen zu arbeiten.

Diese Neigung lebte er im ehrenamtlichen Bereich aus. Zunächst als Fußballer, später als Berater, baute er den TSV Maccabi München mit auf und war Gründungsmitglied und Aktivist der Zionistischen Jugendbewegung ZJD. Als der Sechstagekrieg ausbrach, ging er als Freiwilliger nach Israel, arbeitete im Kibbuz Matzuva bei Nahariya – als Ersatz für Kibbuzniks, die eingezogen worden waren. Daraus wurden zwei Jahre in Israel. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Metzger am Schuk HaCarmel in Haifa.







Moritz Rajber sel. A. (1947–2026) mit den Geschwistern (l.) und seiner Ehefrau Anat

1969 geschah etwas, das Moritz weltweit in die Annalen des jüdischen Sports eingehen lassen sollte. Zur Makkabiade 1969 in Israel wollte kein Mitglied der erstmals vertretenen deutschen Delegation die Flagge ins Stadion tragen. Moritz übernahm diese Aufgabe und war sich als Sohn von Schoa-Überlebenden der Symbolik vier Jahre nach der offiziellen Aufnahme der deutsch-israelischen Beziehungen wohl bewusst.

FAMILIE Moritz machte viel Party, war für jeden Spaß zu haben und unendlich großzügig, doch gleichzeitig sehr arbeitsam – ob als Metzger im Betrieb des Vaters, als Betreiber eines Schmuckladens mit Schwester Hella oder im Security-Team bei EL AL. Erst 1978/79 war es endlich so weit, und er bekam die Chance zur Ausbildung als »Jewish Community Worker«. Im Ausbildungslehrgang an der Uni lernte er Anat Rachamim kennen, deren Eltern 1950 aus dem Irak nach Israel geflohen waren.

Die Ehe begründete eine Verbindung von aschkenasischem und orientalischem Judentum und führte zu vier Kindern: Roy, Keren, Limor und Dave, die zwischen 1983 und 1990 geboren wurden. Das war Moritz' größtes Glück, gepaart mit dem Stolz, dass alle Kinder jüdische Partner heirateten und er noch acht Enkelkinder miterlebte.

An der Uni lernte er seine spätere Frau kennen. Ihre Eltern waren aus dem Irak nach Israel geflohen.

Weniger erfolgreich war ein Versuch in den 90er-Jahren, dauerhaft in Israel Fuß zu fassen. Nach der Rückkehr arbeitete Moritz als Pförtner im Klinikum Rechts der Isar, während seine Frau eine neue Existenz als Veranstaltungsmanagerin jüdischer Events aufbaute. Auch ihr Zuhause war stets ein offenes – ein Gästebuch mit dankbaren Widmungen zeugt davon.

Freude bereitete ihm 2006 eine Audienz bei Papst Benedikt XVI. Er hatte den Radio-Moderator als Stammhörer von Gong 96.3 überzeugt: »Es wäre wichtig, auch einen bayerischen Juden zum Papst mitzunehmen, damit ich sehen kann, wie es bei euch so ist. Den Rabbiner kenn' ich ja schon.«

Highlights für Moritz bildeten 2010 das 50-Jahres-Treffen der ZJD in Frankfurt, 2015 die European Maccabi Games in Berlin und 2025 die 60-Jahr-Feier des TSV Maccabi München, wo er Chawerim aus alten Zeiten wiedertraf. Sprachlich konnte er mühelos zwischen Jiddisch und Bayerisch switchen. Seine Lebenseinstellung war, die Gegenwart zu genießen, nach dem Motto: »Es wird schojn git sajn!« und »So jung komm' ma nimmer z'sam«.

Bei der Beerdigung brachte es Charlotte Knobloch, die Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, auf den Punkt: Moritz Moses Rajber war »a Mentsch – in jeder Bedeutung des Wortes. Ein so großes Leben hinterlässt auch eine besonders schmerzliche Lücke«. Und sie fuhr fort: »Aber die Zeit der Dankbarkeit wird kommen. Wenn der Mensch in seinen Kindern weiterlebt, dann müssen wir Moritz nie wirklich missen. Er bleibt bei uns.«

Fotos: Zwi Gabowicz(1) / privat (2)

Brauchtum zu Besuch

TRADITION *Der Tanz der Schäffler im Hof der Sinai-Grundschule verband auf besondere Weise Geschichte und gelebte Gemeinschaft*

Der Münchner Schäfflertanz, eine mehr als 500 Jahre alte Tradition, hat in diesem Jahr den Pausenhof der Sinai-Grundschule in ein farbenfrohes Freiluftheater verwandelt. Auf Einladung der Schule war der Fachverein der Schäffler Münchens mit dem originalen Münchner Schäfflertanz zu Gast, der nur alle sieben Jahre aufgeführt wird. Grundschüler wie Kindergartenkinder verfolgten das Spektakel mit Begeisterung und forderten am Ende lautstark eine Zugabe.

Schulleiterin Claudia Bleckmann erklärte, der Kontakt sei durch eine Kollegin entstanden. Den Tanz in der Gemeinde zu erleben, sei eine schöne Möglichkeit, »die Verbundenheit der Gemeinde und der Schule mit der Stadt und dieser alten Münchner Tradition herzustellen«. Auch die Schäffler hätten großes Interesse gezeigt, erstmals in der Gemeinde aufzutreten. Da Stadtgeschichte im Unterricht behandelt wird, waren die Kinder bereits vorbereitet und kannten die Hintergründe. Besonders wichtig sei für sie »die Aussage, dass Menschen Mut schöpfen können aus der Tradition – das passt zur aktuellen Situation«, betonte Bleckmann.

Irina Sokolov, Leiterin des Kindergartens, hatte die Kinder im Vorfeld unter anderem mit Videos auf den Besuch eingestimmt. »Dies war für die Kinder etwas ganz Besonderes«, erklärte sie. Entsprechend groß war die Freude während der rund halbstündigen Aufführung, die von Live-Blasmusik begleitet wurde.

Seinen Ursprung hat der Schäfflertanz der Tradition zufolge im Jahr 1517, als die Pest München heimsuchte. Der Überlieferung nach wollte ein Bürger aus der Zunft der Fassmacher – der sogenannten Schäffler – die verängstigte Bevölkerung mit einem heiteren Schauspiel wieder ins Freie locken und neuen Lebensmut vermitteln. Der Name erinnert bis heute an dieses Handwerk. Traditionell war der Tanz ausschließlich den Schäfflern vorbehalten; erst seit dem 20. Jahrhundert dürfen auch Angehörige anderer Berufe teilnehmen. Der älteste Nachweis des Tanzes stammt aus dem Jahr 1702, organisiert wird er in München seit 1871 vom Fachverein der Schäffler. Zu Beginn und am Ende der Vorführung erklingt traditionell der »Bayerische Defiliermarsch«. Dazwischen präsentieren rund 25 Tänzer in roten Jacken, grünen Kappen, weißen Westen und Lederschurz eine festgelegte Abfolge kunstvoller Figuren und halten dazu die mit Buchs umbundenen Tanzbögen.



Die Schäffler bei ihrem Tanz im Hof des Gemeindezentrums

Foto: Tom J.M. Hauzenberger

Für auflockernde Momente sorgen zwei »Kasperl«, die insbesondere die jüngeren Zuschauer ansprechen. Mit schwarzer Schminke setzen sie den anwesenden Kindern aller Altersgruppen Punkte auf die Nase – eine Erinnerung an den »Schwarzen Tod«, zugleich aber auch ein Glücksbringer. Bis Faschingsdienstag ziehen die Münchner Schäffler durch die Stadt und absolvieren dabei mehr als 450 Auftritte auf Straßen und Plätzen, in Schulen und Firmen, häufig mehr als ein Dutzend pro Tag. Dass sie nun auch im Jüdischen Gemeindezentrum tanzten, verband auf besondere Weise Geschichte, Tradition und gelebte Gemeinschaft – und vermittelte den Kindern, dass aus alten Bräuchen manchmal neue Hoffnung erwächst. *Esther Martel*